

Das PZ-Interview mit Manfred Mohr, in New York lebender Künstler, über seine Arbeit mit dem Computer und seine Heimatstadt Pforzheim

Die Geometrie auf die Spitze getrieben

Er zählt zu den wichtigsten Künstlern, die Pforzheim je hervorgebracht hat: Manfred Mohr, Pionier der computergenerierten Kunst und Saxofonist, sprach mit PZ-Redakteurin Sandra Pfäfflin über Logik, Geometrie, Musik und das Alterwerden.

Pforzheimer Zeitung: Herr Mohr, mögen Sie Mathe?

Manfred Mohr: Ich habe ein ambivalentes Verhältnis zur Mathematik. Die Mathematik brauche ich, um das zu tun, was ich tue. Das ist wie mit den Rädern eines Autos: Ohne Räder kann man nicht fahren. Wobei ich mit meiner Arbeit nichts Mathematisches beweisen will. Sondern ich verwende sie nur als Vehikel, um dahin zu kommen, wo ich hin will. Die Algorithmen, die ich erfinde, basieren auf meinen künstlerischen Vorstellungen. Die versuche ich in Regeln zu zwingen, also sie so auszudrücken, dass ich sie programmieren kann.

PZ: Wie erklären Sie mathematisch nicht so versierten Menschen, was ein elfdimensionaler Hyper-Würfel ist?

Mohr: Das ist eine Struktur, die sehr kompliziert ist. Die niemand versteht – und die ich auch nicht verstehen kann. Aber ich kann auf dem Computer damit rechnen. Dabei spielt die Imagination des Betrachters eine wichtige Rolle. Denn jeder kann nur das sehen, was er mitgebracht hat. Das ist wie bei einem Picknick: Ich kann nur essen, was ich im Gepäck habe. Der elfdimensionale Würfel ist eigentlich eine interne Berechnungsart, hat für den Betrachter aber keine Funktion. Der Betrachter sieht, was er sieht. Das ist eigentlich schon alles. Für mich als Künstler ist das viel komplizierter: Ich suche nach geometrischen Grundelementen, mit denen ich arbeiten kann. Der Würfel am Anfang war eine einfache Sache. Und als die Würfel mehrdimensionaler wurden, wurde auch die Struktur komplizierter. Aber durch die Komplexität habe ich auch mehr Möglichkeiten. Beim elfdimensionalen Würfel habe ich so viele Möglichkeiten, dass es einem schier schwindelig wird.

PZ: Was ist das an der Geschichte, dass Sie am Meteorologischen Institut in Paris gearbeitet haben, nicht um Wetterdaten zu sammeln, sondern um Zugang zu einem leistungsfähigen Computer für Ihre Kunst zu erhalten?

Mohr: Das stimmt. 1968, als ich anfing, gab es keine Computer für zu Hause. Da gab es nur große Institutionen, die riesige Räume voll Computer hatten. Und da ranzukommen, war natürlich nicht einfach. Ich habe mir damals von meiner Pariser Universität einen Brief schreiben lassen, dass ich über Grafik recherchieren würde. Damit habe ich mich im Institut vorgestellt und die Herren fanden das lustig, weil noch nie ein solches Ansinnen an sie gestellt worden war. Das Institut hatte gerade vor vier Wochen einen großen Zeichentisch für die Wetterkarten, also einen Plotter, bekommen. Den Bericht darüber hatte ich zufällig fernsehen gesehen. Und da dachte ich mir: Genau das brauche ich. Ich hatte einfach Glück und durfte jede Nacht – von abends um sechs bis morgens um sechs – die Computerräume nutzen. Das habe ich elf Jahre lang gemacht. Erst als das Institut 1981 nach Toulouse umzog, habe ich mir überlegt, dass ich nicht mitziehen will. Das war aber auch schon die Zeit, als man sich einen Mini-computer selbst kaufen konnte. Meiner hat 15.000 Dollar gekostet und war so groß wie ein Schreibstisch.

PZ: Wie waren die 68er-Jahre als Student in Paris?

Mohr: Ich kam 1962 nach Paris – bis 68 war ich hart. Dann wurde alles politisiert. Es hatte 68 meine erste Einzelausstellung. Ein Jahr später fing ich



mit den Computer-Arbeiten an. Für meine ersten Werke wurde ich mit Tomaten und faulen Eiern beworfen. Man hat mich beschimpft, ich würde militärische Instrumente verwenden und meine Bilder wurden mit Filzstiften traktiert. Es gab eine ungeheure Aggression gegenüber allem, was mit dem Computer zu tun hatte. Dann habe ich meine Bilder generativ arbeiten genannt. Und dann habe ich gar nichts mehr gesagt. Bis eines Tages bei einer Ausstellungseröffnung ein Mann auf mich zukam, mir auf die Schulter klopfte und meinte: Herr Mohr, ich würde Ihnen raten, Computer zu verwenden. Den hätte ich dann beinahe umarmt.

PZ: Und wie lebt es sich heute in New York?

Mohr: Ach, in New York lebt sich's gut. Wir kamen nach New York, als man sich ein Loft noch für den Preis eines gebrauchten Autos kaufen konnte. Ich habe riesige Räume und fühle mich wohl. Anfangs habe ich noch abwechselnd in Paris und New York gelebt, aber das war dann zu kompliziert. Amerikaner bin ich nie geworden. Allerdings wenn Barack Obama gewinnt... Dann habe ich wieder Achtung vor den Amerikanern. Wenn sie es fertig bringen, einen Schwarzen als Präsidenten zu wählen. Vor 25 Jahren mussten die Schwarzen noch im Bus hinten sitzen. Unvorstellbar.

PZ: Wie weit war der Weg von Bildern voller persönlicher Handschrift und Emotionen, wie das Schriftbild von 1964, zum ersten Computer-generierten Bild?

Mohr: Ich möchte ja von der Emotion her, vom Jazz, von der Improvisation. Aber in den frühen 60er-Jahren habe ich den Philosophen Max Bense gelesen. Und das hat mich umgehauen. Der sprach von einer konstruierten Kunst. Am Anfang habe ich das nicht verstanden. Aber es hat sich seltsamerweise in meiner Arbeit niederschlagen. Erst kamen kleine Dreiecke und gerade Linien. Dann wurde es immer geometrischer. Aber es war noch nicht logisch. Der logische Schritt kam erst, als ich in Paris Pierre Barbaud kennenlernte, der

1953 anfing, mit dem Computer Musik zu machen. Der brachte mich auf die Spur. Natürlich – ich muss programmieren, die Logik aufschreiben. Aber die Geometrie ist nicht kalt oder abweisend. In den neuen Arbeiten, die ich hier zeige, ist die Geometrie so auf die Spitze getrieben, so dass sie fast wieder Free Jazz wird. Ich stelle einen chaotischen Zustand her, der so logisch ist, dass es mir fast niemand glaubt. Es fasziniert mich, dass ich so weit gekommen bin, dass ich mich befreit habe. Das ist vielleicht meine Arbeit als solche: Es schließt sich ein Kreis, aber ich bin auf einer höheren Ebene angelangt.

PZ: Wie intensiv haben Sie die Verbindung von Musik und bildender Kunst in den vergangenen Jahren gepflegt, oder besser gefragt, was liegt zwischen einem Werk wie „Hommage à Sanderborg“ von 1963, das in der Anlage an eine Partitur erinnert, und den Installationen „Klangfarben“ von 2006?

Mohr: Da merkt man dann schon, dass man älter wird (lacht...) und nicht mehr so viel Kraft hat alles zu tun. Ich habe mich in den späten 60er-Jahren entschieden: Ich kann nicht jede Nacht Saxofon spielen und tagsüber Bilder machen. Es hat sich ja dann auch ergeben, dass ich die Nächte woanders verbracht habe... Aber ich sehe alle meine Arbeiten als visuelle Musik. Und wenn meine Bilder nicht klingen, ist was falsch. Ich weiß nicht, ob das andere auch können, aber ich sehe es und höre da zu den Klang. Bei einem Konzert von Janis Kenakis, mit dem ich befreundet war, saß ich auf den billigen Plat-

Schon bei Chansons frage ich mich, ist es Poesie oder ist es Musik? Musik ist sehr wichtig für mich. Das war früher schon so in der Tanzstunde: Wenn die Musik zu gut war, bin ich stehen geblieben.

PZ: Ihr künstlerischer Weg führte sie von den schwarz-weißen Arbeiten von 1963 über die farbigen „Spacecolor“-Werke von 1999 bis hin zu den medialen „Klangfarben“ mit zwei Monitoren. Was kommt als nächstes?

Mohr: Ich habe 35 Jahre lang in Schwarz-Weiß gearbeitet, weil ich ein binäres System haben wollte. Es gab natürlich Ausnahmen, wo ich grau verwendete, weil ich nicht alle exakt ausdrücken konnte. Und irgendwann, als ich beim sechsdimensionalen Würfel war, wusste ich nicht mehr weiter. Da stand ich vor einer Wand.

Weil ich nicht erklären konnte, dass fünf Linien eigentlich etwas Mehrdimensionales ausdrücken sollen. Da habe ich mir überlegt, wenn ich die Flächen, die durch die Würfel entstehen, farbig mache, kann ich die Komplexität und Räume aufzeigen. Die Farbe interessiert mich dabei nicht, ich lasse sie vom Computer zufällig auswählen. Je schlimmer im Grunde die Farben sind, je schräger sie zueinander stehen, um so größer wird der Raum.

In meiner neuen Arbeit ändert sich die Farbe alle zehn Sekunden. Ein elfdimensionaler Würfel wie bei „Subsets“ von 2005 enthält über 42.000 Würfel, die ich alle gar nicht zeigen will. Sondern ich wähle mit meinem Programm eine zufällige Anzahl aus und lasse den Computer die Würfel schwarz und weiß bemalen. Da es so viele Würfel sind, addiert sich die Farbe. Das ganze dreht sich vor einem grünen Hintergrund, kreiert Formen, die man nicht erfassen kann. Ich vergleiche es manchmal mit einem Baum, dessen viele kleine, vom Wind bewegte Blätter einen Schatten auf den Boden werfen. Ich stehe manchmal fassungslos vor dem Bildschirm und schaue, was alles passiert. Es gibt durch die Drehung beispielsweise manchmal Löcher in der Struktur und man sieht den grünen Hintergrund. Bei den ganz neuen Arbeiten habe ich zwei Bildschirme nebeneinander gestellt und zeige auf dem einen eine bestimmte Anzahl von Diagonalen und zeige auf dem anderen die Diagonalen. Ich habe drei verschiedene Strichstärken und die Farben. Dabei lasse ich die Maschine auswählen, wie viele Linien sie zeigen will. Alle zehn Sekunden muss sie etwas Neues wäh-

70 Jahre jung: Voller Energie und Schaffensdrang widmet sich Manfred Mohr seiner Kunst. Foto: Ketter

zen ganz oben. Das war so irre, ich habe den ganzen Raum voller Linien gesehen. **PZ:** Haben Sie je daran gedacht, gerade die neuen Arbeiten auf den Bildschirmen mit Musik zu verbinden? **Mohr:** Nein, das will ich nicht. Ich möchte die Musik nicht als Verzierung verwenden. Ich habe auch immer Schwierigkeiten mit Musik und Wort, außer bei Bach-Kantaten.

len. Das letzte Bild vor dem Wechsel wird dann auf den linken Bildschirm geworfen und bleibt dort als Zeichen stehen. Das ist wie bei einem Pianisten, der rechts die Melodie und links die Harmonie dazu spielt. So höre ich das...

Wie das alles weitergeht, weiß ich nicht. Ich probiere Dinge aus, manchmal funktioniert zwei Jahre lang nichts und dann kommt man zurück und findet den Weg. Ich denke immer, ich stehen noch am Anfang meiner künstlerischen Entwicklung. Und dann wird mir ganz heiß, wenn ich auf eine Zeichnung schaue, die 40 Jahre alt ist. Plötzlich ist das Geschichte.

PZ: Sie sind in den vergangenen Jahrzehnten in vielen Ausstellungen gezeigt worden, haben wichtige Preise erhalten, wie den „d'avelop digital art award“, der mit einer großen, noch bis 1. Juli dauernden Ausstellung in der Kunsthalle Bremen verbunden ist. Welches waren die wichtigsten?

Mohr: Im Moment immer der letzte (lacht...) Nein, aber im Ernst: Wie alles im Leben, es addiert sich, baut sich auf wie ein Mosaik. Arbeiten, die heute gefragt sind, hätte man vor 30 Jahren für 50 Mark kaufen können. Damals hat man mir nicht geglaubt. Wenn ich gesagt habe, ich mache Zeichnungen mit dem Computer, dann hat man gesagt, das ist doch Mist. Selbst meine Freunde haben gelacht. Ich hatte allerdings nie Probleme mit der Frage, ist das Kunst? Was soll es denn sonst sein... Das ist, was ich mache und das ist es, was mich interessiert.

PZ: Obwohl Sie mit Ihrer Kunst in der ganzen Welt unterwegs sind, führen Sie – auch familiäre Bande – immer wieder in Ihre Geburtsstadt. Wie hat sich Pforzheim aus der Ferne in den vergangenen Jahren verändert?

Mohr: Ich komme mindestens zwei bis drei Mal im Jahr nach Pforzheim. Ich habe gute Freunde hier und hatte immer ein gutes Verhältnis zu Pforzheim. Ich kann aber kein Urteil abgeben: Die Stadt entwickelt sich, wie sie sich entwickeln will. Ich erinnere mich viel mehr, wie beispielsweise das Reuchlinhaus, in dem ich jetzt ausstelle, gebaut wurde. Da war ich Schüler von Adolf Buchleiter. Und auf den von ihm gestifteten, silberfarbenen Wandplatten des Schmuckmuseums ist irgendwann noch ein gemalter Strich von mir. Buchleiter war ein wichtiger Lehrer für mich. Mit ihm habe ich sogar Wetten abgeschlossen, dass ich nie mehr Farbe verwenden werde. Diese neue Entwicklung hat er leider nicht mehr erlebt. Adolfs Kammer am Samstag nachts in den Jazzkeller in der Rudolfstraße und hat auch ans Klavier gesetzt. Das war vorne offen und man konnte die Hammer sehen. Spiel mal die Hämmer, hat er zu mir gesagt. Und so habe ich von ihm Kunst gelernt.

PZ: Morgen werden Sie 70. Was wünschen Sie sich zum Geburtstag?

Mohr: Nix! Was soll ich mir wünschen? Dass ich noch lange lebe. Ja, ich möchte gerne ein alter, weiser Mann werden.

ZUR PERSON

Manfred Mohr

... wurde am 8. Juni 1938 in Pforzheim geboren, wo er an der Kunst- und Werklehre studierte. Er arbeitete von 1963–83 in Paris, wo er ab 1965 Lithografie an der Ecole des Beaux Arts studierte. 1969 entwickelte er seine ersten computergenerierten Zeichnungen. Ab 1972 arbeitete er mit geometrischen, computergrafischen Sequenzzeichnungen. 1988 beginnt er mit Farbe zu arbeiten, nachdem er drei Jahrzehnte in Schwarz-Weiß gemalt hat. Seit 1981 lebt und arbeitet er mit seiner Partnerin Estarose Wolfson in New York. Im vergangenen Jahr erhielt er den wichtigen „d'avelop digital art award“ des Digital Art Museums Berlin. ps